

Albert Schweitzer in Baden als Nachbar

Jean-Paul Sorg

Mehrere Orte auf der rechten Rheinseite und im Schwarzwald erinnern an Durchreisen und Aufenthalte Albert Schweitzers in Baden vor dem Ersten Weltkrieg: Oberkirch, Freiburg, Badenweiler und Königsfeld¹. Man kann wohl sagen, dass er sich hier in heimatlichen Gefühlen fühlte, gewissermaßen »zu Hause«, und dass er die Landschaft und die Atmosphäre dieser badischen Orte liebte.

In der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg war der Rhein keine Grenze, also auch kein Hindernis, das man nur mit Unbehagen überquert: die Angst, kontrolliert zu werden, die Pflicht sich auszuweisen, das Warten auf die Frage »Was haben Sie anzumelden«. Damals war die Ebene nach beiden Seiten offen, nach Osten bis zum Schwarzwald, nach Westen bis zu den Vogesen. Sie bestand nach dem Bild René Schickeles aus zwei Teilen, die der Fluss fest zusammenhielt, wie der Falz »die zwei Seiten eines aufgeschlagenen Buches«. Oder ist der Vergleich mit zwei geschlossenen Büchern, die Rücken an Rücken liegen, treffender? Die Geschichte wird entscheiden und die Linien festlegen. Obwohl die Landschaft eine physische Realität ist, ist sie *cosa mentale*, ein Abbild voller Erinnerungen, Erfahrungen und Gefühlen.

Oberkirch, am Fuß der Schwarzwaldberge gelegen,

hatten sich die Straßburger Studenten der *Wilhelmitana*, die zum größten Teil im Stift (*Collegium Wilhelmitanum*) wohnten, ausgesucht, um dort am 11. Juli 1905 *im Grünen* am Ufer der Rench das fünfzigste Stiftungsfest ihrer Verbindung zu feiern². Der junge Leiter des Stifts, Albert Schweitzer, begleitete sie. Er war selbst seit kurzem Ehrenmitglied der Studentenverbindung *Wilhelmitana*, die



Albert Schweitzer als Direktor des protestantischen Seminars in Straßburg inmitten seiner Studenten – um 1904 (Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)

1855 in Straßburg im liberalen Geist gegründet worden war und sich in deutscher Zeit eher frankophil zeigte, wodurch sie sich von der *Argentina* lutherisch orthodoxer Ausrichtung unterschied. Am Ende des Mahls ist der Heimleiter vom Tisch aufgestanden und hat sich einen Moment am Flussufer auf der »frisch gemähten Wiese« ausgestreckt. Er hatte das Bedürfnis, dem lärmenden Frohsinn seiner Studenten zu entfliehen, die sich mit den von ihnen eingeladenen jungen Mädchen amüsierten. Er wollte sich sammeln, träumen und seine Gefühle unverfälscht in einem Brief seiner eigenen Freundin, Fräulein Helene Bresslau, mitteilen. Und just aus diesem Brief, den die Empfängerin aufbewahrt hatte, erfahren wir all diese Dinge.

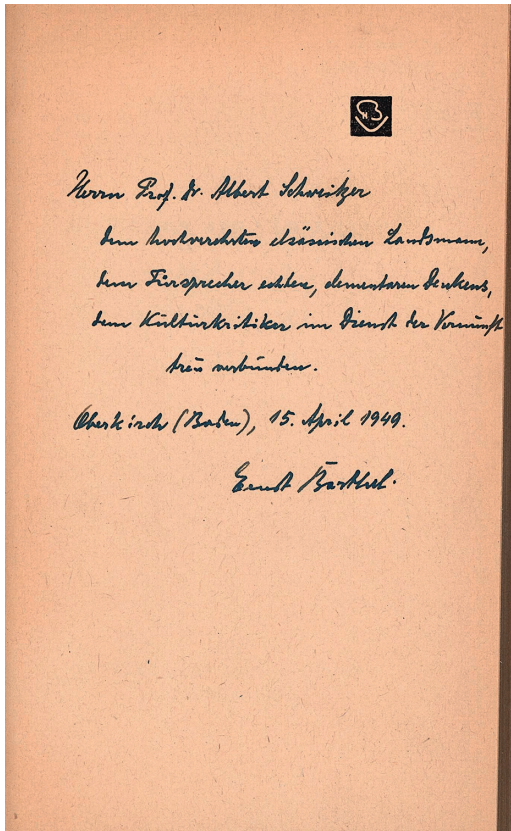
Es belustigt Schweitzer, wie seine Studenten, »diese Herren Kandidaten und Vikare« reizenden Mädchen »ernsthaft« den Hof machen und sich so auf ein bürgerliches Leben in geordneten Bahnen vorbereiten. »Wie nett und charmant, sie verlangen voneinander so wenig«, urteilt er. Denn er hat schon einen anderen Weg gewählt, eine entscheidende Wendung hinter sich, und zwar unwiderruflich. Drei Tage zuvor hat er nach langer Überlegung in seinem Arbeitszimmer im Stift an den Direktor der *Société des Missions évangéliques de Paris*, Alfred Boegner, seine Bewerbung als Missionar im Kongo geschrieben³. Noch ist niemand darüber unterrichtet mit Ausnahme seiner treuen Kameradin Helene Bresslau, die seine Seelenqualen kannte, und der er unverzüglich seine Stimmung jenes Tages darlegte: »Samstag beim Heimkommen dachte ich, ich würde es nie schaffen, klar zu sagen, was ich wollte. Der Gedanke, den ich ausdrücken wollte, entglitt mir. Und siehe da: Gegen Mitternacht sehe ich alles vor mir, und in drei Stunden war alles niedergeschrieben. Es war so einfach.«⁴



Albert Schweitzer und Helene Bresslau
in Straßburg 1910
(Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)

Er steht wieder auf und geht zu seinen Studenten zurück. Er tut, was er schreibt: »Ich kehre in die Gesellschaft zurück.« Einen letzten, schalkhaften Satz fügt er noch hinzu: »Wenn man wüsste, in welcher anderen Gesellschaft ich mich befand!« Er möchte sagen: in Gedanken, mit seiner Liebsten. Er hatte ihr weiter oben versichert: »Ich denke an Sie, an alles, um was ich Sie bitten konnte und um was ich Sie notfalls vielleicht noch zu bitten wage.« Ist es eine Vorahnung? Um was er sie am Schluss »noch« bitten wird ist, ihm in sein Abenteuer zu folgen. Wie man weiß, ist dies erst acht Jahre später, 1913, der Fall. Diese ganze Zeit braucht er, um sein Medizinstudium abzuschließen (zunächst hatte er gedacht, zwei Jahre intensiver Arbeit würden genügen) und um die gravierenden Vorbehalte des Komitees der *Société des Missions* gegenüber seinem Anliegen auszuräumen ...

Zwischen Oberkirch und dem Elsass gab es historische Bindungen aus vornationaler Zeit. Von 1303 bis 1803, fünf Jahrhunderte lang, war die Stadt, die etwa zwanzig Kilometer vom Rhein entfernt liegt und heute ungefähr 20 000 Einwohner zählt, im Besitz der Bischöfe von Straßburg. Für die Bischöfe zu-



Handschriftliche Widmung Ernst Barthels an Albert Schweitzer in seinem Werk »Nietzsche als Verführer«. Die Widmung lautet: Herrn Prof. Dr. Albert Schweitzer, dem hochverehrten elsässischen Landsmann, dem Fürsprecher echten, elementaren Denkens, dem Kulturkritiker im Dienst der Vernunft treu verbunden. Oberkirch (Baden) 15. April 1949. Ernst Barthel. (Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)

mindest war der Rhein keine »Grenze«! Nach der Abschaffung aller Adelsprivilegien durch die *Constituante* im Juni 1790 zog sich Kardinal Louis-René de Rohan, der letzte Fürstbischof von Straßburg, in sein rechtsrheinisches Herrschaftsgebiet nach Oberkirch und Ettenheim zurück, wo er 1803 ruhmlos seine Laufbahn und sein Leben beendete. Ein Jahrhundert ging vorüber. Während der Zugehörigkeit des Elsass zum Deutschen Reich

wurde Oberkirch zu einem bei den Straßburgern sehr beliebten Ziel für Landpartien am Schwarzwaldrand, zumal es leicht mit der Bahn erreichbar war.

Der elsässische Philosoph Ernst Barthel, geboren in Schiltigheim 1890 und bis zu seiner Entlassung 1939 Professor an der Universität Köln, hatte sich nach dem Krieg dorthin zurückgezogen und ist dort 1953 verstorben. Er ist der Autor eines 1928 erschienenen kulturphilosophischen Werks von regionalem Zuschnitt mit dem Titel *Elsässische Geistesgeschicksale, ein Beitrag zur europäischen Verständigung*. Eines der vier dargestellten Beispiele ist das seines Zeitgenossen Albert Schweitzer, dessen Besonderheit er schon erkennt. Obwohl seine Persönlichkeit und sein Werk noch nicht voll entwickelt seien, würden sie doch den Geist dieser Weltgegend, des Elsass, verkörpern, das in der Lage ist, in sich die beiden Kulturen, die sich hier begegnen, widerzuspiegeln und zu verbinden. Die Aufmerksamkeit Barthels war durch die zwei Werke geweckt worden, die Schweitzer 1923 bei C. H. Beck veröffentlichte, nämlich *Verfall und Wiederaufbau der Kultur* sowie *Kultur und Ethik*. Er war einer der ersten Philosophen, wenn nicht der erste, der diese beiden Bücher rezensierte, interpretierte und der ihren Gehalt nach dem theologischen Denken ihres Autors sowie dessen humanitärer Handlungsweise deutlich machte. Schweitzer zeigte sich für diese Einschätzung empfänglich, dankte ihm und blieb ihm treu. Er machte ihm im Herbst 1952 auf der vertrauten Strecke zwischen Straßburg und Königfeld einen Besuch. Er wusste, dass Barthel krank war und unglücklich, unverstanden und den vergangenen Zeiten nachtrauernd, ohne Aussichten auf eine neue Stelle in Deutschland und ohne jede Möglichkeit, ins Elsass zurückzukehren, und dem nichts anderes übrigblieb, als seine

Tage bis zum Schluss abzusitzen. Die von Schweitzer unterstützten Bemühungen seiner Witwe, seinen reichen Nachlass der Straßburger *Bibliothèque nationale et universitaire* zu übergeben, waren erfolglos⁶. Vielleicht erinnert sich Schweitzer während dieses Besuchs in Oberkirch an den »Wilhelmitana«-Tag, den er dort im Sommer 1905 inmitten seiner Studenten verbracht hatte, in einer ganz anderen Welt, die in der Katastrophe zweier Kriege untergegangen war.

In **Freiburg** gab Schweitzer Konzerte und verbrachte einige »private« Wochenenden in Gesellschaft seiner Pariser Freundin, Mademoiselle Adèle Herrenschildt, die elsässische Wurzeln hatte und die er Tata nannte, jedenfalls gab er ihr in seinen Briefen, in denen er sie erwähnte, diesen Übernamen. Großes Konzert am 21. Februar 1910 in der *Festhalle* der Stadt, angekündigt am 14.2.1910 in der *Freiburger Zeitung* und besprochen in der Ausgabe vom 22. Ein vielseitiges Programm: Orchester, Orgel und Gesang, Bach und Beethoven, Kantaten und Concerti. Teilnahme des Chors des in Freiburg stationierten Infanterieregiments und des Streichquartetts von Baden-Baden. Leitung Carl Beines.

Bereits am 2. des gleichen Monats hat Albert Schweitzer an einem Konzert des Straßburger *Sängerhauses* unter Leitung von Ernst Münch teilgenommen. Und am Ende des Monats, dem 28., Konzert in Bielefeld, wo er die neue Orgel in der Altstädter Nikolaikirche einweihte.

In der Zwischenzeit zwei Konzerte in Paris, *Salle Gaveau*, am 11. und 25. (*Johannespassion*) mit der Pariser Bachgesellschaft, deren Titularorganist und künstlerischer Berater er war.

Neues Konzert in Freiburg am Sonntag, den 29. Mai. Er reist am Mittwoch, den 25. zu einer Probe dorthin, wie er zwischen zwei


**ERSTES OBERBADISCHES
MUSIKFEST**
 in der
 FESTHALLE ZU FREIBURG I. BR.
 AM 29. UND 30. MAI 1910
 veranstaltet vom
ORATORIENVEREIN FREIBURG
 Leitung: CARL BEINES.
 ———
 AUSFÜHRENDE:
Hedy Iracema-Brügelmann, Kgl. Kammersängerin (Sopran),
 Stuttgart.
Adrienne von Kraus-Osborne, K. und K. Kammersängerin
 (Alt), München.
 Dr. **Matthaeus Roemer** (Tenor), München.
 Prof. Dr. **Felix von Kraus**, K. und K. Kammersänger (Baß),
 München.
 Prof. **Henri Marteau** (Violine), Berlin.
 Dr. **Albert Schweitzer** (Orgel), Straßburg i. Els.
Adolf Knotte (Cembalo), Frankfurt a. M.
 Chor: **Oratorienverein Freiburg**.
 Orchester: **Konzertverein München** (70 Künstler).
(Schutzherr: Se. Kgl. Hohheit Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern.)

Erstes Oberbadisches Musikfest in Freiburg
am 29. und 30. Mai 1910 unter
Mitwirkung von Albert Schweitzer (Orgel)
(Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)

Zügen vom Bahnhof Appenweier aus seine Freundin Helene informiert. Am Freitagabend, 27. Mai, schreibt er ihr erneut: »Wieder auf dem Weg nach Freiburg. *Den Weg kennen wir bald*. Ich übernachtete dort, auch morgen, weil die Reisen mich zu sehr ermüden.«⁷ Er wohnt bei Professor Schüle, Goethestraße 49. Am Tag nach dem Konzert, Montag den 30. Mai, ist er in Straßburg im Stift und schreibt an Helene (derzeit im Heim in Frankfurt, wo sie am Städtischen Krankenhaus eine Ausbildung zur Krankenschwester macht): »Danke für Deinen (sic) Brief nach Freiburg und für



Hotel Zähringer Hof in Freiburg,
Ecke Bismarckallee und Bertoldstraße,
beim Bombenangriff am 27.11.1944 zerstört
(Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)

den, den ich gestern beim Heimkommen auf meinem Schreibtisch gefunden habe. Wie gut Sie (sic) sind! Freiburg war sehr schön. Ich habe prächtig geschlafen und gearbeitet. Das Konzert ein großer Erfolg. Aber wie glücklich bin ich, dass alles vorbei ist.«

Zwei Monate vorher, Anfang April, war er zu Gast im Hotel Zähringerhof. Tata, die Pariser Freundin, hat ihn in ihren Netzen. Sie ist in Günsbach seit Karsamstag (26. März) und hat ihn per Telegramm gefragt – er hat am Ostersonntag in Straßburg gepredigt – ob er mit ihnen nach *Fribourg* (sie schreibt den Namen auf französische Art) kommen wolle. »Ihnen«, das ist sie plus Nichten, Neffe und Freunde, die ganze »Bande«. Schweitzer hatte etwas anderes vor, nämlich nichts, nur sich ausruhen. »Oh! Ostern – Frühling – Leben ... Es ist, als ob langsam schon Müdigkeit von mir abfiel.« Aber er antwortet ja, er komme. Er gesteht es Helene und fügt hinzu, dass er schon alle seine Bücher eingepackt hat, um am *Paulus* zu arbeiten. »Es ist ein Koffer voll! ... 43 Bücher!«⁸ Er traf Tata und die Bande am nächsten Tag in Colmar, und sie nahmen zusammen den Zug nach Freiburg. Und nun ist

er eine Woche (die Osterwoche) wie im Urlaub im besten Hotel der ganzen Gegend, dem berühmten Zähringerhof.

Natürlich schreibt er so viel er kann, bis spät in die Nacht. Das erste Kapitel, das inspirationsbeflügelt niedergeschrieben wurde, ist fertig. Er schickt es seiner Freundin Helene, die immer noch in Frankfurt festsetzt. Sie soll es lediglich, versichert er, in aller Ruhe durchlesen und stilistisch verbessern. Wie laufen seine Tage ab? Es ist ihm wenigstens gelungen, die Morgenstunden für sich zu behalten. (Tata hat die Angewohnheit, spät aufzustehen und mit allem langsam zu machen.) Am Abend bei Sonnenuntergang geht man im Wald spazieren. An einem Nachmittag haben sie ein Dialektstück angeschaut, *Der Pfingstmontag, ein Lustspiel in Straßburger Mundart in fünf Aufzügen und in Versen*, von Georges-Daniel Arnold, eine 1816 veröffentlichte Sitten- und Charakterkomödie in Alexandrinern, vom Niveau eines Molière! Das Meisterwerk, das die elsässische Mundartliteratur begründet hat. »*Pfingstmontag war schön*«⁹, begnügt sich Schweitzer in seinem Brief an Helene zu berichten, die im Bilde sein muss ... Das Stück stand damals in Buchform mit einer Originalrezension Goethes in allen guten Bibliotheken. Die Komödie wurde im Elsässischen Theater Straßburg zur Eröffnung seiner fünften Spielzeit 1902 aufgeführt. Und hier erfahren wir durch das interessante Zeugnis Albert Schweitzers, dass das Stück auch mit Erfolg auf der anderen Rheinseite ... in Freiburg im Breisgau gegeben wurde.

Im übrigen war dieser Freiburg-Aufenthalt, der als reine Erholungswoche gedacht war, durch Gesundheitsprobleme von Mademoiselle Tata überschattet. Sie fühlte sich unwohl und fror. *Schüttelfrost!* Zweifellos »Nierenkoliken«, diagnostizierte der künftige Arzt Schweitzer, der beunruhigt war, weil er



Die »Bande« auf der Grimmialp 1905
(Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)

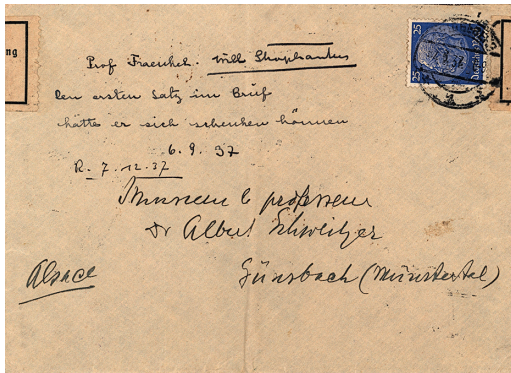
schon im letzten Winter in Paris die gleichen Symptome beobachtet hatte. Die Kranke war niedergedrückt und sagte ihm, sie hätten wahrscheinlich ihr »letztes *gemütliche* Beisammensein«. Und in der Tat verschlechterte sich ihr Zustand, sie wurde am 1. Dezember 1911 in einer Pariser Klinik wegen Brustkrebs operiert. Schweitzer hat es auf der Rückreise von Barcelona eingerichtet, dass er dem Chirurgen, wie versprochen, assistieren konnte.

Ihre Gewohnheiten rituell eingespielt: Jeden Sommer, von 1901 bis 1909, machten sie im August gemeinsam »in der Bande« zwei, drei Wochen Ferien auf der Grimmialp in den Berner Alpen.

Die Koffer Schweitzers immer voller Bücher, vielfach Medizinlehrbücher. Und dazu gab es seit 1909 im April diese exklusiven Eskapaden nach Freiburg in den *Zähringerhof*.

Nur durch die Schilderungen in den Briefen an Helene wissen wir etwas darüber. Am 6. April 1909, Dienstag Morgen, schreibt er ihr: »Ein kurzes Wort, während sich Tata fertig macht. Dieser Aufenthalt ist einfach ideal. Ich fühle mich frisch und ausgeruht wie nie. Man ist ständig am Schlafen. Überhaupt kommt mir Tata sehr matt vor.«¹⁰ Schon die ersten Zeichen der Krankheit? Nach einer kurzen Zusammenfassung des üblichen Tagesablaufs mit den nachmittäglichen Spaziergängen kürzt er ab: »Auf Wiedersehen. Ich muss hoch um zu schauen, ob Tata mich nicht braucht, um ihr den Kragenverschluss zuzumachen. *Weiberknecht!*« Neuer Aufenthalt am Monatsende: Dienstag den 27.: »Freiburg ist nach wie vor sehr angenehm. Ich ruhe mich aus und gehe spazieren. Tata ist sehr nett. Wir kommen von einem großen Waldspaziergang zurück. Noch zwei Tage Ausruhen. Am Donnerstag bin ich in Mülhausen. Am Abend bin ich zurück in Straßburg ...«¹¹

Die Gründe für seine wenigen Aufenthalte in **Badenweiler** sind anderer Art. Anfang Oktober 1907 besucht er dort seine ältere Schwester Louise, die wegen einer schweren Depression in der Klinik Dr. Fraenkel behandelt wird. Sie ist 34 Jahre alt, mit einem Colmarer Geschäftsmann verheiratet, Jules Ehretsmann, und hat vier Kinder, die, wie es scheint, in ziemlich schwierigen Verhältnissen aufwachsen. Ihr Bruder trifft sie in einem sehr nervösen und verängstigten Zustand an, in dem sie es nicht aushält, allein zu sein. Er verzichtet auf seine Urlaubswoche, die wie jedes Jahr im Herbst in Saarunion bei einer Verwandten, Constance Harth, geplant ist, und entschließt sich »nach einer Stunde Nachdenkens« einige Tage bei ihr zu bleiben, um sie wieder »aufzurichten«. Ihr Zustand bessert sich tatsächlich nach und nach. »*Sie weint nicht mehr ohne jeden Grund, geht mit*



Briefkuvert von Albert Fraenkel an Albert Schweitzer, mit Eingangsvermerk 6.9.37 und handschriftlicher Anmerkung Schweitzers: »Will Strophanthus« (Archives Centrales Albert Schweitzer Gunsbach)

*mir spazieren und lacht sogar manchmal.*¹² So ist Schweitzer, der Medizinstudent im dritten Jahr, nun also Pensionsgast in der Villa Hedwig des »großen Meisters« Dr. Fraenkel, der, wie Schweitzer überrascht feststellt, ihn kennt und schätzt, seit er ihn in Straßburg als Prediger und auch als Organisten gehört hat. *»Ich bin ganz beschämt, wenn ich sehe, welch grossartige Vorstellung sich die Leute von mir machen. Und dann sage ich mir, ich will versuchen, diesem Bild ähnlich zu werden.«*¹³

Der aus einer jüdischen Familie stammende Albert Fraenkel, Sohn eines Weinhändlers,



Villa Hedwig – Kuranstalt in Badenweiler (Privatarchiv Matthias Bauert)

war bei seiner Heirat zum Protestantismus konvertiert und interessierte sich für theologische Probleme. Er war 1864 in Mußbach bei Neustadt an der Weinstraße in der Pfalz geboren, hatte sein Abitur in Landau bestanden und einen Teil seines Medizinstudiums an der Straßburger Kaiser-Wilhelm-Universität absolviert, bis zum Staatsexamen 1888. Drei Jahre später ließ er sich als *Landarzt* in Badenweiler nieder, welches schon ein Thermalbad war, aus dem er aber durch seine beiden Kliniken einen renommierten Kurort machte. Dies waren die Villa Hedwig für Organ- und Nervenleiden, die durch eine Diät behandelt wurden, und die Villa Paul für Tuberkulosekranke. Hermann Hesse und Karl Jaspers haben sich in der Villa Hedwig behandeln lassen und haben die humanistischen, ganzheitlichen Methoden Dr. Fraenkels gelobt, der die Persönlichkeit und das Umfeld des Kranken mit einbezog. Er war ein erstklassiger Allgemeinmediziner, aber gleichzeitig führte er auf den Gebieten der Pneumologie und Kardiologie Forschungen durch, die er nach dem Krieg in Heidelberg fortsetzte. Er verabreichte seinen Patienten Strophanthin, ein viel stärkeres, aber auch gefährlicheres Kardiotonikum als die Digitaline. Bis an sein Lebensende studierte er die Eigenschaften dieses Wirkstoffs.

Zwischen ihm und seinem Gast, dem Pastor, Theologen, Lehrbeauftragten an der Universität und Medizinstudenten Albert Schweitzer gab es auf der Stelle einen intellektuellen Austausch, der die Grundlage einer dauerhaften Beziehung und Brieffreundschaft war¹⁴. Von Lambarene aus schickte ihm Schweitzer auf seine Bitte Samen von *Strophanthus thollonii*, der an den Ufern des Ogowe im Überfluss wächst. In homöopathischen Dosen versuchte er das Mittel auch gegen die Lepra. Er schickte ihm auch einige gute Fotos der Pflanze, die für eine Neuauflage der Monographie über

die Digitaline bestimmt waren, und versprach ihm Untersuchungen darüber anzustellen, ob eine Pfeilspitze, die in einen aus Strophanthussamen bereiteten Brei getaucht war, den einheimischen Jägern wirklich genügte, um ein Wildschwein oder gar einen Elefanten zu töten. In seinem Dankschreiben, das Fraenkel am 10. Februar 1938 von Heidelberg aus an Albert Schweitzer richtete, erklärt er ihm, dass er sich oft an die tiefgründige Unterhaltung erinnert, die sie vor über 30 Jahren hatten, als sie von der Villa Hedwig zum Haus Waldeck spazierten, in dem einige Patienten untergebracht waren, die »vom medizinischen Standpunkt aus« als psychisch krank betrachtet wurden. Der junge Schweitzer weihte ihn damals in seinen Plan ein, nach Afrika zu gehen, um Schwarze zu behandeln. Dr. Fraenkel gesteht, dass dieser Plan ihm damals ziemlich aussichtslos und unrealisierbar vorkam, um nicht zu sagen »verrückt«!

Nachdem Schweitzer 1912 sein Medizinstudium abgeschlossen hatte, nahm er, was eine weitere Gemeinsamkeit mit Fraenkel war, an Lehrveranstaltungen in experimenteller Pharmakologie bei Professor Oswald Schmiedeberg (1838–1921) teil, einem Chemiker, der gleich zum Zeitpunkt ihrer Eröffnung 1872 an die Kaiser-Wilhelm-Universität berufen worden war. Als einem der ersten Erforscher der Digitaline war es ihm gelungen, das Digitoxin zu isolieren. Wie die meisten »altdeutschen« Professoren des Elsass musste er 1919 als Ausgewiesener die Straßburger Universität verlassen. Schweitzer, der ihn verehrte, erzählt¹⁵, wie er die Gelegenheit hatte, ihm einen letzten Dienst zu erweisen und Zeugnis für die Menschlichkeit abzulegen. Als er sich zufällig an einem Frühlingstag 1919 beim

Bahnhof Straßburg-Neudorf befand, bemerkte er den »lieben alten Mann« mitten in einer Warteschlange von Deutschen, die ge-

rade evakuiert wurden. Er ging zu ihm hin und fragte ihn, ob er ihm nützlich sein könne, beispielsweise könnte er sich um seine Wohnung kümmern und die Möbel sicherstellen. Der alte Professor zeigte ihm ein Päckchen, das er in einer Zeitung versteckt hielt. Er glaubte zu Recht, die Kontrolleure würden es konfiszieren. Es war, wie er sagte, seine letzte Arbeit über das Digitalin. Schweitzer nahm diskret das wertvolle Manuskript an sich und sorgte dafür, dass es sicher nach Baden-Baden gelangte. »Kurz nach der Veröffentlichung verstarb er.«

In diesen Jahren nach dem Waffenstillstand vom November 1918, als er von neuem Vikar an der Nikolauskirche und Arzt in der dermatologischen Abteilung des *Hôpital civil* war, fuhr Schweitzer öfters mit dem Fahrrad nach Kehl, mit einem Rucksack (*havresac*) voller Lebensmittel beladen, die er seinen alten deutschen Freunden schickte, die aus Straßburg fortgejagt worden waren und die zum Teil in einem Land, in dem durch die Kriegsfolgen alles auf dem Kopf stand, Entbehrungen und sogar Hunger litten. Er musste das einfach tun, ohne Angst vor Zöllnern oder Polizisten. »*Havresac*«, Übersetzung von »Rucksack«, wie heute noch die elsässischen Mitglieder des *Club Vosgien* auf Französisch unter sich sagen ... Bemerkenswerter und alltäglicher elsässischer Regionalismus! »*Havresac*: großer Militärsack, den der Infanterist auf seinem Rücken trägt. Wort deutscher Herkunft, Hafersack.

Unter den deutschen Freunden, die er auf diese Weise unterstützt hat, nennt Schweitzer nur zwei Künstlerpersönlichkeiten, die streng genommen gar nicht ausgewiesen worden sind: Cosima Wagner und den Maler Hans Thoma, »damals hochbetagt«, mit seiner Schwester Agathe¹⁶. Aber es gab mit Sicherheit viele andere, angefangen bei seinen

Schwiegereltern Bresslau, Caroline und Harry, die gleich am 1. Dezember 1918 ausgewiesen wurden und sich jetzt in Heidelberg befanden. Und vielleicht war auch sein alter Professor Oswald Schmiedeberg dabei, der in Baden-Baden Zuflucht gefunden hatte?

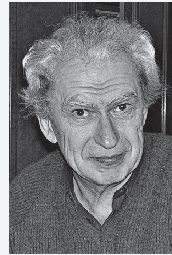
Im Winter 1918/1919 verbreitet sich unter einigen Altdeutschen, Badenern und Schwaben, die sich noch in Straßburg aufhielten, aber wussten, dass sie bald unwiderruflich »evakuiert« würden und sich darauf vorbereiteten, von Mund zu Mund das Gerücht, dass Pastor Schweitzer von St. Nikolaus ihnen jeden Sonntagabend zwischen 21 und 22 Uhr seine Kirche für eine gemeinsame Andacht öffnen würde. Sie kamen einer nach dem anderen, einige hatten Kerzen dabei, deren Licht das Dunkel etwas erhellte. Sie waren nicht zahlreich. Sieben, und dann von Woche zu Woche weniger. Der Pastor erschien, setzte sich an die Orgel und spielte eine Stunde lang Bach. Eine erhabene Musik, die in dieser Zeit der Not eine unmittelbare Wirkung der spirituellen Reinigung und Stärkung hatte. Die damals 22-jährige Lehrerin Paula Jordan, als Tochter des Kunsthochschulprofessors Carl Jordan in Straßburg geboren, schöpfte ihr ganzes Leben lang Kraft aus den Emotionen, die sie damals empfand. Sie schrieb später: »Diese Musikabende waren für mich die erste Einführung in die Orgelmusik. Ich kann sagen, dass in diesen dunklen Nächten in Straßburg ein Stern am Firmament erstrahlte, ein Stern, der nie erlischt. Sein Leuchten wurde stärker bei jeder neuen Begegnung mit Johann Sebastian Bach«¹⁷ – und, so glauben wir ihrem Zeugnis gemäß ergänzen zu dürfen, bei jedem Denken an Leben und Werk von Albert Schweitzer.

Übersetzung aus dem Französischen:
Ulrich und Edeltraud Raabe

Anmerkungen

- 1 Königsfeld im Schwarzwald, wo Albert Schweitzer 1922 ein Haus baute, das bis 1957 in seinem Besitz war, bedarf einer besonderen Darstellung. Sie ist für das Heft 2/2021 vorgesehen.
- 2 Alle hier erwähnten Angaben über Schweitzer in Oberkirch sind einem Brief entnommen, welchen er an Ort und Stelle auf Französisch an Helene Bresslau schrieb. Vgl. *Albert Schweitzer – Helene Bresslau, Correspondance 1901–1905, L'amitié dans l'amour*, éd. Jérôme Do Bentzinger, Colmar 2005. In dieser Ausgabe ist es der Brief 115, S. 201. Nicht enthalten ist dieser Brief in der deutschen Ausgabe *Albert Schweitzer Helene Bresslau, Die Jahre vor Lambarene, Briefe 1902–1912*, C. H. Beck, München, 1992. Der Inhalt dieses Briefs ist also dem deutschen Publikum bis jetzt unbekannt geblieben.
- 3 Das Bewerbungsschreiben auf drei Bögen, das im Hinblick auf den Adressaten selbstverständlich auf Französisch verfasst wurde, ist für die Albert-Schweitzer-Forschung grundlegend. Es wurde im Archiv der *Mission* aufgefunden und komplett veröffentlicht in den *Cahiers A. S.*, no. 76, juin 1989, und als Faksimile in *A. S., homme de Gunsbach et citoyen du monde*, éd. du Rhin, 1994. Man erfährt daraus, dass Schweitzer seine Dienste als Missionar anbot, dass er in zwei Jahren aufbrechen wollte, und dass er lediglich »ein bisschen Medizin« belegen wollte und nicht ein gesamtes Studium von wenigstens fünf Jahren Dauer vorhatte.
- 4 Brief 115, a. a. O.
- 5 Ibid.
- 6 Vgl. *La vie et l'œuvre de Barthel* von Fernand Criqui, in: *Ernst Barthel, Recueil d'études publié à l'occasion du centenaire de sa naissance par les soins de Jean-Paul Wurtz*, Presse Universitaire de Strasbourg, 1990.
- 7 (*Albert Schweitzer – Helene Bresslau, Die Jahre vor Lambarene, Briefe 1902–1912*, C. H. Beck, München, 1992) NB: Dieser Brief und die folgenden, die wir zitieren, sind auf Französisch geschrieben, mit einigen deutschen Einschüben, die wir kursiv wiedergeben.
- 8 Ibid. Brief AS an HB. Straßburg, Ostern 10 (27.3.1910). Mit *Paulus* meint er sein neues theologisches Werk *Die Geschichte der Paulinischen Forschung von der Reformation bis auf die Gegenwart*, das 1911 bei J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen erschien.

- 9 Ibid. Brief AS an HB. Freiburg i/B, Hotel Zähringerhof, 2.4.1910.
- 10 Brief 355, datiert Hotel Sommer, Zähringerhof, Freiburg i. Br., 6.4.1909, Dienstag Morgen. Im Band 2: *Albert Schweitzer – Helene Bresslau, Correspondance 1906–1909, L'amour dans l'amitié*, éd. Jérôme Do Bentzinger, Colmar, 2009.
- 11 Ibid. Brief 360, datiert Zähringerhof, Dienstag-nachmittag, 27.4.1909
- 12 Ibid. AS an HB. Badenweiler, Villa Hedwig. 4.10.1907.
- 13 Ibid.
- 14 Im Schweitzer-Archiv des Museums von Günsbach befinden sich zwei Briefe von Dr. Fraenkel, datiert Heidelberg 27. August 1937 und 10 Februar 1938, sowie zwei Briefe von Schweitzer, datiert Lambarene 7.12.1937 und 8.12.1937.
- 15 *Aus meinem Leben und Denken*, Kap. X, Die Jahre des Medizinstudiums (1905–1912).
- 16 *Aus meinem Leben und Denken*, Ende des Kap. XV, Wieder im Elsass.
- 17 Vgl. Pierre Michel: *Une étoile dans la nuit* (Cahiers Albert Schweitzer N° 176, décembre 2019). Nach der biographischen Studie von Jochen Walker: *Paula Jordan (1896–1986) Leben und Werke*, Verlag Herbergen der Christenheit Sonderband 21.



Anschrift des Autors:
 Prof. Jean-Paul Sorg
 13, rue de la carrière
 F. 68530 Buhl (Oberelsass)
 email: jpgrosorg@wanadoo.fr

Heinrich Hauß (Hg.)

KARLSRUHE – AUFGEFÄCHERT

Aspekte und Perspektiven der Kultur in der Stadt



Schriftenreihe der Badischen Heimat, Bd. 11.

Karlsruhe – Aufgefächert ist der Beitrag des Landesvereins »Badische Heimat« zum Jubiläum der Badischen Landeshauptstadt Karlsruhe. Rund vier Dutzend regional und überregional bekannte Autoren stellen aus unterschiedlichsten Gesichtspunkten die »Aspekte und Perspektiven der Kultur in der Stadt« vor. Darüber hinaus werden Gegenwart und Zukunft des urbanen Lebensraumes Karlsruhe in den Fokus gestellt.

320 Seiten, zahlreiche Farbabbildungen, Hardcover, Halbleinen, ISBN 978 3 7930 5105 31, € 32,00.

Zu beziehen im Buchhandel und über die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat e. V., Hansjakobstr. 12, 79117 Freiburg.